

(Nachdruck verboten.)

22]

Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Und im weiteren Verlaufe trat gegen den gelehrten Alban Roth ein Mann auf, dem er nicht gewachsen war; der bürgerliche Schuhmachermeister Jakob Prantl. Ursprünglich für den geistlichen Beruf bestimmt, studierte er sechs Jahre lang am humanistischen Gymnasium zu Freising.

Er kam nicht über die vierte Lateinklasse hinaus und zeigte keinerlei Neigung für gelehrte Dinge.

Erst später entwickelte sich sein Geist, als er zum ehrsamem Handwerk überging und wie sein Vater die Stiefel der Ruzbacher Menschheit schäffete, sohlte und englisierte.

Wenn er so auf seinem Schemel saß und mit dem Beschraht Oberleder und Rahmen zusammennähte, oder die Sohle mit Hammerschlägen rundete, schweiften seine Gedanken zurück in die Zeit, da er noch lateinische Sätze bildete und die seltsamen Schriftzeichen der griechischen Sprache lernte.

Jetzt erwachte in ihm die Liebe zur Wissenschaft, und er bewahrte sorgsam die kümmerlichen Reste, welche ihm geblieben waren. In dem Notizbuche, worin er die Maße der Fußlängen und Risthöhen seiner Kundschaft schrieb, stand auf der ersten Seite sein Name mit griechischen Buchstaben. Mächtig verwißte sich in seinem Gedächtnisse die Erinnerung daran, daß er selbst die Fortsetzung seiner Studien aufgegeben hatte, und er bestärkte sich immer mehr in dem Glauben, daß harte Schicksale oder feindliche Einflüsse seiner Laufbahn hinderlich geworden waren.

Er zerfiel mit der Menschheit, deren Füße er bekleidete, und wurde ein strenger Richter über Welt und Dinge.

Seine Gehilfen und Lehrlinge bekamen manches bedeutende Wort zu hören über Staat und Kirche und jegliche Obrigkeit.

Eine tiefe Verachtung der anerkannten Autorität sprach aus ihm, wenn er nahe und ferne Ereignisse in den Kreis seiner Betrachtungen zog, und er war mit Bitterkeit erfüllt. Seine Gedanken wurden ägender, weil er sie meist für sich behalten mußte.

Darum ging er mit lebhafter Freude, mit Hingabe seiner ganzen Persönlichkeit an die Arbeit, als sich endlich Gelegenheit für ihn bot, im Ruzbacher Wochenblatte seine Meinung zu sagen.

Er schrieb einen seltsamen Stil. Als er in die Schule ging, hielt man noch etwas auf die Kunst, eine Periode in die Länge zu ziehen; man stützte sie mit Relativsätzen, wenn sie umsinken wollte, und stößte der Ermatteten durch Bindewörter neuen Mut ein.

Jakobus Prantl bemächtigte sich dieser Form. Sie entsprach seiner Gewohnheit, tiefen Sinn zu verstecken und wiederum mit leichten Andeutungen zu entblößen. Und sie entsprach auch der Fülle seines Wissens, die sich in der geraden Linie nicht entwickeln konnte, sondern ihre Nester nach allen Seiten hin ausbreitete. Und so entstanden also jene merkwürdigen Aufsätze über das verderbliche Zusammenwirken von Staat und Kirche, welche dem Stadtprediger Alban Roth schlaflose Nächte bereiteten. Er fand hier in krausem Durcheinander alle Behauptungen, welche von katholischen Schriftstellern in bändereichen Werken widerlegt worden waren.

Sie tauchten im Ruzbacher Wochenblatte so frisch und munter auf, als hätten sie eben das Licht der Welt erblickt und wären nicht schon vor Jahrzehnten begraben worden. Eine qualvolle Arbeit begann für Herrn Roth; auf die ersten Irrtümer wies er mit spöttischem Mitleide hin, die nächsten übergoss er mit der Lauge des Sohnes, aber bald wuchs ihm die Aufgabe über den Kopf.

Wie Pilze schossen die Lügen, Verdrehungen, Entstellungen und Irrlehren aus dem Boden.

Er wußte nicht mehr, wo anfangen und wo enden. Links, rechts, vor ihm, hinter ihm erhoben sich die unverwüßlichen Gifschwämme.

Sein Kampf war machtlos gegen einen Feind, der die

erschlagenen Truppen hinter der Front wieder aufstellte und sie lächelnd von neuem ins Treffen führte.

Und diese unerschütterliche Ruhe!

Diese Unempfindlichkeit des geheimnisvollen Artikel-schreibers, welcher in der neuen Nummer immer da anhub, wo er in der letzten geendet hatte.

Was hätte Alban Roth darum gegeben, wenn er nie jene Aufgabe beantwortet hätte, in welche ohne Zusammenhang und Sinn seltsame griechische Worte eingestreut waren und die stets mit dem Satze begannen: „Wie schon der große Römer sagt.“

Das „Wochenblatt“ zog Vorteil aus diesem Kampfe der Geister. Es zählte jetzt mehr Abnehmer als in seiner ersten Glanzzeit.

Auch draußen in den Gemeinden fanden sich Anhänger und Mitarbeiter.

Der Lehrer von Hilgertshofen brachte Stimmungsbilder aus dem Glontale; er unterschrieb sich als „ein stiller und fühler Beobachter“; der „alte Bajuware“, welcher mit Hilfe der historischen Wissenschaft den unseligen Anschluß an Norddeutschland für alle Schäden verantwortlich machte, war der Gutspächter Wanniger von Arnbach.

Und in seiner Nähe führte der Posthalter und Landrat Scheiblhuber in Grubhof eine scharfe Feder gegen die Volksverräter des Zentrums.

Anderer folgten.

Was sie schrieben, zeugte nicht immer von großer Einsicht. Es waren unbeholfene Anfänge, die öffentliche Meinung gegen die eingeseffenen Machthaber zu erregen. Aber es waren doch Anfänge, die man schon deshalb nicht unterschätzen durfte, weil sie die Bauern zum Lesen brachten.

Das war vordem eine Seltenheit.

Mit Lesen und Schreiben gaben sich die meisten nach der Feiertagschule nicht mehr ab; sie hatten keine Zeit dafür.

Und wer ein übriges tun wollte, nahm den Monika- oder Regensburger Marienkalender vom Nagel herunter, wenn es im Winter einen langen Feiertag gab.

Hier und dort war wohl ein angesehenener Mann im Dorfe, dem der Postbote eine Zeitung ins Haus brachte.

Das wußten dann alle in der Gegend und sahen es für ein Besonderes an.

Jetzt aber kümmerten sich viele um die Geschehnisse in der Welt, und wer das Geld sparen mußte, setzte sich im Wirtschaftshaus näher an das Licht und las dreimal die Woche, wie Jakobus Prantl unsäuberlich mit der Kirche fuhr und der alte Bajuware den preussischen Fuchs in den Pelz griff.

Der erste Vorteil, den eine Partei durch die Presse erlangen kann, war gegeben. Die Gleichgesinnten konnten sich verständigen und zusammenschließen.

Der Kreis erweiterte sich.

Wenn die Giebinger lasen, wie die in Hilgertshofen die nämliche Meinung hatten über die Verderbnis im Bauernstand, dann faßten sie Vertrauen zueinander. Und in allen rührte sich die Hoffnung, es müsse wohl besser werden, wenn sie zusammenstünden.

Dann erfuhr man genau, wie im Niederbayerischen und im Oberland die Bauernsache vorwärts ging.

Einer sagte es dem anderen nach, daß es an der Zeit sei, auch in Ruzbach eine Versammlung abzuhalten und dem Bunde beizutreten.

In Schachach gingen sie mit gutem Beispiel voran und gründeten eine Markgenossenschaft.

In Zillhofen machten sie es nach, aber was halfen die einzelnen Versuche? Es mußte sich aufweisen, ob der Boden überall umgeackert war, daß eine richtige Saat aufgehen konnte.

Und da stand es im Wochenblatt:

„Aufbruch! Liebe Standesgenossen, Bauern und Bürger!

Der Tag ist gekommen, daß sich die Mitglieder des Nährstandes um eine gemeinsame Fahne scharen müssen und nicht länger zusehen, wie gewisse Elemente das Volk unterdrücken, welche von der Arbeit Ertragnis des Land- und Gewerbesmannes indirekt mitleben.

Daß Bauern und Gewerbe auf das regste zusammengehören, wird gewiß einer mit Menschenverstand nicht leugnen wollen, da doch die Bauern in Ruzbachs Umgebung

Die Haupteinnahmequelle der Geschäftsleute bilden und durch die Verbesserung der landwirtschaftlichen Verhältnisse auch ihren Anteil haben.

Darum, liebe Standesgenossen, stellen wir uns zusammen und forschen nach des Uebels Quelle!

Aber wie ist dies anders möglich, als durch die Abhaltung einer Versammlung, welche jedem Gelegenheit gibt, seine Gesinnung zu erproben, und durch zahlreichen Besuch dem Gegner Nahrung einschlößt?

Kommt alle zur Vorbesprechung, welche im Saale des Sternbräu stattfinden soll, am Sonntag, den 16. Dezember, Nachmittag 2 Uhr, und woselbst das Notwendige verabredet wird.

Kommet alle, die ihr Zeit habt und ein Herz für unseren Stand und unser Bayerland! Einigkeit macht stark, wie schon der große Römer sagt!

Der Aufruf fand Beifall an vielen Orten; der Stein war ins Rollen gebracht.

„Da haben wir es,“ sagte der Bezirksamtman und warf die Zeitung wütend auf den Tisch. „Jetzt kann die Hekerei in meinem Bezirk losgehen. Aber es soll mir nur einer kommen von den Siebengescheiten, die das ganze Land in der Tasche haben, und nicht einmal die paar Bauern in ihren Gemeinden zur Vernunft bringen können! Es soll mir nur einer Wortwürfe machen!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kosaken.

9)

Von Leo Tolstoi.

Lukascha nahm den Fischerkessel und ging auf das Ufer zu. Kriech nicht dort herum! Hörst Du nicht? sagte Jerguschow, indem er Pulver nachschüttete. — Sieh nur, er rührt sich nicht. Ich sehe schon, es ist nicht mehr lang bis zum Morgen. Warte, bis sie von der Grenzwaage kommen. Geh, Nasar! — eh, was Du für Furcht hast! Habe keine Furcht, sag ich Dir.

Luka, — sagte Nasarka — so sag mir doch, Luka, wie Du ihn erschossen hast.

Luka kam jetzt der Gedanke, sofort ins Wasser zu springen. Geh! schnell nach der Grenzwaage, ich bleibe hier. Befehlt den Kosaken, Streifzüge auszuschiden. Sind sie auf dieser Seite, so müssen wir sie fangen.

Ich sage, sie entkommen, sagte Jerguschow und erhob sich. Wir müssen sie fangen, gewiß.

Jerguschow und Nasarka standen auf, schlugen ein Kreuz und gingen nach der Grenzwaage, aber nicht am Ufer entlang, sondern durch das Gebüsch und über den Waldweg.

Nun gib acht, Luka, rühr Dich nicht, sagte Jerguschow, sonst schlagen sie Dich hier tot. Halte die Augen offen, sag ich Dir.

Geh, ich weiß, sagte Luka, betrachtete seine Flinte und setzte sich wieder hinter den Balken nieder.

Lukascha sah allein, spähte hinaus nach der Sandbank und horchte auf, ob die Kosaken kämen; aber es war weit bis zur Grenzwaage, und die Ungeduld quälte ihn. Er dachte, die Abreten, die mit dem, den er geißelt hatte, gekommen waren, könnten ihm entweichen. Wie er sich über den Eber geärgert hatte, der ihm abends entschlüpfte war, so ärgerte er sich jetzt über die Abreten, die ihm entkommen könnten. Er schaute bald um sich her, bald nach dem Ufer hinaus, in der Erwartung, jeden Augenblick einen Menschen auftauchen zu sehen. Er hatte die Stütze gerichtet und war schußbereit. Daß auch er erschossen werden konnte, kam ihm gar nicht in den Sinn.

9.

Es begann schon hell zu werden. Der ganze Körper des Tschetschenzen, der an der Sandbank lag und sich kaum bewegte, war jetzt deutlich sichtbar. Plötzlich knisterte ganz in der Nähe des Kosaken das Schilf, Schritte wurden vernnehmbar, und die Spitzen des Schilfrohrs bewegten sich. Der Kosak spannte den Hahn auf die zweite Kaste und sagte: „Im Namen des Vaters und des Sohnes.“ — Gleich nach dem Knacken des Hahnes verstummten die Schritte.

Se, Kosaken, schießt den Onkel nicht tot, ertönte eine ruhige Wahstimm. Das Schilf teilte sich, und Onkel Jeroschka trat auf ihn zu.

Ich hätte Dich beinahe erschossen, bei Gott, sagte Lukascha. Was hast Du geschossen? fragte der Alte.

Die langvolle Stimme des Alten, die den Wald und den Fluß entlang ertönte, machte plötzlich die geheimnisvolle Stille der Nacht weichen, die den Kosaken umgab; es war, als wäre es plötzlich heller und klarer geworden.

Du hast nichts gesehen, und ich habe ein W'ld geschossen, sagte Lukascha, indem er den Hahn in Ruhe setzte und mit unnatürlicher Gemessenheit aufstand.

Der Alte, der nicht aufhörte, in die Ferne zu spähen, sah nun den hell schimmernden Rücken, um den der Terel spielte

Er schwamm, mit dem Baumstamm auf dem Rücken. Ich habe ihn aber bemerkt . . . Sieh nur hin, da, in den blauen Hosen, eine Flinte ist auch dabei . . . Siehst Du was? sagte Luka.

Wie sollte ichs nicht sehen? sagte der Alte gefühlvoll, und Ernst und Strenge sprach aus seinen Zügen. Du hast einen Dshigiten erschossen, sagte er, als ob er Mitleid hätte.

Ich sag so da, sehe hin — was schimmert dort drüben so dunkel? Ich habe es gleich bemerkt, als ob ein Mensch herangekommen und hineingefallen wäre. Wertwürdig! Ein Baumstamm, ein gesunder Baumstamm schwimmt auf dem Wasser, aber nicht mit dem Strome, sondern quer hindurch. Da, schau, wird ein Kopf hinter ihm sichtbar. Wunderbar! Ich folge ihm, aber aus dem Schilf sehe ich nicht recht. Ich erhebe mich, aber das mußte er wohl gehört haben, der Hund, denn er kroch auf die Sandbank und schaute sich um. Da irrst Du Dich, denke ich. Du entschlüpfst mir nicht. Wie er hervorlam, schaut er sich um. Ich machte die Flinte bereit, rührte mich nicht und wartete. Er stand und stand, dann schwamm er weiter, und wie er hinausschwamm in das Mondlicht, wird der ganze Rücken sichtbar. „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!“ Durch den Rauch sehe ich, wie er zuckt. Er stöhnte auf, oder schien es mir nur so. Nun, Gott sei Dank, denke ich, den habe ich erschossen. Wie er auf die Sandbank lam, konnt' ich alles sehen. Er will aufstehen, aber er hat keine Kraft. Er schlug um, schlug um, dann blieb er liegen. Es ist ganz hell, alles ist zu sehen. Schau hin, er rührt sich nicht. Er ist gewiß verreckt. Die Kosaken sind nach der Grenzwaage geeilt, damit die anderen nicht entweichen.

Und so hast Du ihn gefangen, sagte der Alte. — Weit, Bruder, weit ist's jetzt . . . Und wieder schüttelte er traurig den Kopf. In diesem Augenblicke hörte man die Kosaken zu Fuß und zu Pferde unter lautem Gespräch und Knistern der Zweige das Ufer entlang heraufkommen.

Bringen sie ein Boot? rief Luka.

Du bist ein tüchtiger Bursche, Luka, schrie einer von den Kosaken.

Lukascha wartete nicht erst das Wort ab, er begann sich zu entkleiden und ließ seine Beute nicht einen Augenblick aus den Augen.

Warte, Nasarka bringt das Boot, rief der Unteroffizier. Du Narr! er kann lebendig sein — er verstellt sich vielleicht nur . . . Nimm den Dolch mit, rief ein anderer Kosak.

Schwach doch nicht! rief Luka und zog die Hosen ab. Er war schnell entkleidet, bekreuzte sich, schwang sich auf, sprang mit einem Satz ins Wasser, tauchte unter, teilte kräftig mit seinen weißen Armen die Wellen, hob den Rücken hoch über den Wasserpiegel und schwamm quer durch die Strömung des Terel auf die Sandbank zu. Das Kosakenhäuflein am Ufer plauderte lebhaft durcheinander. Drei Mann ritten aus, um sie zu umzingeln, das Boot erschien an der Biegung. Lukascha stieg auf die Sandbank, beugte sich über den Körper und drehte ihn zweimal herum. „Er ist tot,“ rief Luka mit lauter Stimme herüber.

Der Tschetschenze war in den Kopf getroffen. Er trug eine blaue Hose, ein Hemd und einen Fischerkessel. Flinte und Dolch waren über seinen Rücken gebunden, darüber war der große Ast befestigt, der Lukascha anfangs getäuscht hatte.

So ist der Karpfen gefangen, sagte einer aus der Gruppe der Kosaken in dem Augenblicke, wo der Körper des Tschetschenzen im Grafe am Ufer niedergelegt wurde.

Und wie gelb er ist, sagte ein anderer.

Wo sind die Unsrigen hingerritten? Sie sind doch alle auf der anderen Seite. Wäre er nicht der Vordermann gewesen, so wäre er nicht so geschwommen. Warum sollte er allein herüberschwimmen? sagte ein dritter.

Er muß sehr gewandt gewesen sein, wenn er allein vorangegangen ist. Der echte Dshigit, sagte Lukascha spöttisch, indem er die nassen Kleider auswand und ununterbrochen vor Kälte zitterte. Sein Bart ist gefärbt und geschnitten.

Und den Mittel hat er sich im Sack auf den Rücken genommen. Dadurch schwimmt er leichter, sagte jemand.

Höre Lukascha, sagte der Unteroffizier, der den Dolch und die Flinte, die man dem Toten abgenommen hatte, in Händen hielt, den Dolch und den Mittel nimm Du, und für die Flinte hole Dir bei mir drei Münzen ab. Sieh, sie hat einen Spalt, fügte er hinzu und blies in den Lauf hinein; mir ist es eine Ehre, sie als Andenken zu bekommen.

Lukascha sagte kein Wort — diese Vettelei ärgerte ihn augenscheinlich; aber er wußte, daß sich da nichts ändern ließ.

Sieh, was für ein Teufel, sagte er, indem er den Mittel des Tschetschenzen verdrießlich auf die Erde warf. Wenn der Mittel wenigstens etwas wert wäre, aber solch ein Lappen.

Gut genug beim Holzholen, sagte ein anderer Kosak.

Wossem, ich gehe nach Hause, sagte er, der den Aergger offenbar schon vergessen hatte und das dem Vorgesetzten gewährte Geschenk gern selbst verwerten wollte.

Gut, geh.

Schleppt ihn nach der Grenzwaage, Kinder! sagte der Unteroffizier zu den Kosaken und hörte nicht auf, die Flinte zu betrachten. Es muß auch ein Schußdach gegen die Sonne über ihn gemacht werden. Vielleicht kommen die aus den Bergen, um ihn auszulösen.

Es ist noch nicht heiß, sagte einer,

Und wenn ihn ein Schafal zerreißt, was hätten wir dann? Bemerkte einer der Kosaten.

Wir stellen eine Wache hin, sonst kommen sie ihn auslösen und er ist zerfleischt; das wäre nicht gut.

Run, Lufschta, mußt Du jedenfalls den Kameraden einen Eimer zum besten geben, fügte der Unteroffizier vergnügt hinzu.

Wie es einmal Sitte ist, fielen die Kosaten ein, Gott hat Dir Glück gegeben, und Du hast mir nicht dir nichts einen Abreken erschossen.

Kauf mir den Dolsch und den Mittel ab. Gib nur so viel als möglich. Auch die Hosen verkaufe ich. Was sollen sie mir? sagte Lufa, mir passen sie nicht, der Teufel war mager.

Ein Kosak kaufte den Mittel für eine Münze, für den Dolsch gab ein anderer zwei Eimer.

Frisch, Kameraden, ich gebe einen Eimer zum besten, ich hole ihn selbst aus dem Dorfe.

Und die Hosen zerfchneidet zu Tüchern für die Mädchen, sagte Nasarta.

Die Kosaten brachen in schallendes Gelächter aus.

Laßt nur das Lachen, wiederholte der Unteroffizier, schleppt den Leichnam fort; das fehlte noch, das Scheusal hier liegen zu lassen!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Auf unbekanntem Berghöhen im Feuerland.

Der Monte-Sarmiento, der höchste Berg von Feuerland, ist bisher noch von keinem Europäer bis zum Gipfel bestiegen worden. Obwohl er nur 2070 Meter hoch ist, bietet er doch so unüberwindliche Schwierigkeiten, daß nur wenige kühne Bergsteiger sich bisher entschlossen haben, den Versuch, ihn zu erklimmen, zu wagen. Den kühnsten und erfolgreichsten Vorstoß hat bisher der englische Alpinist Sir *Martin Conway* gemacht, der seine gefährlichen Bergtouren in den Schneeregionen von Feuerland im „Wide World“ anziehend schildert. Wer sich unter dem Archipel von „Tierra dem Fuego“ eine traurig öde, ganz verlassene Region vorstellt, wird durch die zauberhafte Schönheit der romantischen Gebirgsformationen überrascht werden, die sich dem durch die Magellan-Straße fahrenden Reisenden in ihren schneebedrönten Gipfeln imponierend darbietet. Freilich ist der Anblick nur bei mildem Sommerwetter so schön; gewöhnlich ist das Feuerland von entsetzlichen Regengüssen und Stürmen heimgesucht und dichte Wolkenmassen verhüllen die grandiosen Erhebungen. Deshalb wird sich nur selten jemand entschließen, an diesen Inseln Halt zu machen und hier dem Bergsteigersport zu huldigen. Jeder Berg muß vom Wasser aus bestiegen werden und die Schifffahrt ist in den von dichtem Nebel bedeckten, von Stürmen aufgepeitschten Kanälen, die die einzelnen Inseln voneinander trennen, sehr schwierig. Dennoch bietet dies wildphantaistische Gebirgsland für den Forscher Reize und Anziehungen mannigfacher Art. Das landschaftliche Schauspiel ist so ungewohnt; es wechselt so rasch, alle Wege führen so ins Ungeheure, daß die Spannung aufs höchste erregt wird. Dann ist in diesem nebelverhüllten, von Schnee, Regen und Sturm durchpeitschten Felsengewirr ein Zauberspiel der ungläublichsten Beleuchtungen, wenn sich die Sonne durch die Wolkenmassen hindurchringt. Die abenteuerliche Stimmung wird erhöht durch den feindseligen Charakter der Eingeborenen, die heimtückisch und schleichend dem Fremdling auslauern, ihn im Schlaf überfallen, aus dichtem Busch ihre Pfeile mit den scharfen Stein- oder Glasspitzen schwirren lassen oder in der dichten Finsternis stürmischer Nächte mit lautlosem Ruderstrich ihre Boote an die Schiffe der Fremdlinge herantreiben.

„Als wir in das Labyrinth von Kanälen kamen,“ erzählt Sir *Martin*, „die die Gebirge umschließen und durchdringen, da sahen wir keine Indianer, aber wir merkten, daß sie unsere Ankunft beobachteten, denn an verschiedenen Stellen stiegen Wolken von Rauch in die Luft. Diese Wilden haben eine Rauchsprache, durch die sie sich stumm und rasch alle Neuigkeiten mitteilen. Als wir zu einem höheren Punkt emporgekommen waren und von da auf die zerklüfteten Massen des Landes hinabsahen, beobachteten wir solche Rauchsäulen an mehr als Duzend verschiedenen Stellen und immer neue führten empor, die von Familie zu Familie die Kunde vom Nahen der Fremden trugen. Der Beherrscher dieser Gebirgswelt, der Monte-Sarmiento, ist ja nur 7200 Fuß hoch, aber seine Gletscher reichen bis zum Meer herab, so daß man ihn wohl, was die Besteigung anbetrifft, mit dem Mont-Blanc vergleichen könnte, wenn dieser, von der Höhe seiner Schneeregion bis zur Wasserfläche herabgesunken gedacht werden könnte. Es ist ein herrlicher großartiger Berg, von anderen prächtigen Spitzen umgeben, und es war mein Streben, diese einsame unberührte Höhe zu erobern, als ich in Sando-Point landete. Nach gefährlicher Fahrt über tüdische Sandbänke gelang das Ankerwerfen an seinem Fuß, doch Wolken umlagerten uns wie eine dicke Wand, bis sich bei Sonnenuntergang das Wetter aufzuklären schien. Die eisbedeckte Basis des Berges dehnte sich, von einem dichten Wald umringt, in ungewiß schwankenden Formen unter den grauen Schatten der

Nebel. Blöcklich fuhr ein 1. ntes rosa Licht in diese trogende Dunstwelt; es kroch höher und höher hinauf, jagte die Wolken vor sich her und ließ blendende Lichter hier und da aufblinken. Weit oben in ferner Vorkanhöhe glitzerten weiße Flächen und dann zerbarst der Ballenvorhang und wie eine dunkelglühende Kohle brach vom Himmel ein voller Lichtschein hernieder. Mit rasender Schnelle wüchste der feurige Glanz, und nun steht majestätisch aufgebaut vor uns ein ganzer Riesenpfeiler roten Feuers. Die Abendsonne glüht auf den eisumschlossenen Felshöhen. Immer blässer und matter wird diese so jäh entstandene, in wildem Feuer auslodernde Vision. Die dichten Nebel senken sich wieder über die Landschaft und lautlos liegt unser Boot in dem ruhigen Wasser; nichts stört die tiefe Einsamkeit dieser unserem Auge verborgenen Welt. Am nächsten Tage gingen wir an Land und stiegen aufwärts. Ein Chaos von Steinen war der Weg, von wirren Schlingpflanzen überwuchert, manchmal unterbrochen von dichten Baummassen. Raßkalt und feucht schlug uns die Luft entgegen und es war pechfinster. Wir stolperten über die Steine und drangen aufwärts, so gut es ging, bis wir nach zwei Stunden etwa an dem Rand eines Gletschers waren. Um 2 Uhr morgens waren wir aufgebroschen; allmählich kam uns nun ein mattes Tageslicht zu Hilfe. Wir krochen in der Moräne hinauf; auf der einen Seite drohte eine Eismauer, auf der anderen ragten Felsklippen; über uns ein endloses Nichts. Wir wählten den Weg auf den Felsen hin und kamen so mühsam höher und höher, auf moosigen Abhängen, die die Steine überzogen, beständig ausgleitend, über Wurzeln und verkrüppelte Bäume stürzend. Endlich sahen wir auf einem hohen Felsen die Masse des Berges vor uns, aufragend hinter dünner Nebelschleiern, die das Sonnenlicht durchsichtig glühend anhauchte. Unter uns lagen die einsamen Inselchen, breitete sich das Labyrinth der Wasserwege und Bergmauern aus. Von diesem eigenartigen Panorama wandten wir uns der Bergeshöhe zu und stiegen mit Anspannung aller Kräfte hinauf bis an den Fuß der letzten Felsenpyramide, die den Gipfel des Sarmiento bildet. Aber dieses Ziel sollten wir nicht erreichen. Ein fürchtbares Unwetter erhob sich; die Stürme rasten mit wilder Gewalt gegen uns und überschütteten uns mit Massen von Schnee und Regen. Eine dicke Finsternis umschloß uns, und tief erschüttert von der überwältigenden Macht der Elemente mußten wir, von gespenstisch zuckenden Lichtern nur unsicher geleitet uns hinabtaffen durch diese entsetzte Natur. Halbtot gelangten wir nach dem entsehltesten Ringen, wobei wir uns Schritt um Schritt erlähmen mußten, wieder bei unserem Boote an . . .“

C. K.

Kleines feuilleton.

Verwais. In der kleinen Stube im Erdgeschoß will es heute nicht tagen, denn draußen auf der Gasse werden die schwarzen, regenschweren Wolken von den Stürmen bis zur Erde gejagt. Manchmal nur kämpft sich die Dämmerung für einen Moment Raum und durch die trüben, nachgelassenen Fenster fällt ein Lichtstreif schräg auf das gegenüberliegende Bett rechts neben der Tür und dessen sonderbare Schläfer. Dann wieder setzt der Sturm mit erneuter Heftigkeit ein, ein Regenschauer hüllt alles in undurchdringliches Dunkel. Ein oberer Fensterflügel ist aufgesprungen und so oft der Wind ihn gegen die Wände schlägt, überönen draußen die klatschenden Tropfen und das Klappern der Ziegeln die leise pfeisenden Atemzüge der Schlafenden.

Für einen Augenblick ist es wieder licht und still. Zwei etwa vier- und sechsährige Buben schlafen am Fußende des Bettes, während die größere Schwester oberhalb mit dem kleinsten Bruder schlummert. Im Zwielicht haben alle Gestalten eine Farbe angenommen; die hageren nackten Arme des Mädchens, die Gesichter der Kinder, sie gleichen dem grauen farblosen Grunde des Leberbettes, dieses wieder ganz dem schmutzigen Gelb der Wände und der mit Ruß und Fliegenschmutz überzogenen niederen Stubendecke. Die Kleider der Kinder liegen zu einem Haufen beisammen auf der rotangestrichenen Tannenholzlade vor dem Bett.

Kühle Luft fährt durch das aufgegangene Fenster in die Stube. Der kleinste, der seine Arme um den Hals der Schwester geschlungen hält, räuspert sich, verwirrt sich mit den Fäusten in ihre Haare und fängt zu weinen an. Ein paar jäh abgerissene Worte aus einem gestörten Kindertraum . . . Erschroden fährt sie auf. Ihre Augen sind starr auf die Tür gerichtet, als müßte von dort etwas hereintreten, schreckhaft, geheimnisvoll; dann beruhigt sie den Kleinen. Dabei sind die beiden anderen auch munter geworden, doch weil es noch dunkel ist, halten sie so gut wie möglich Ruhe. . .

Jenseits des Wohnraumes, über den Flur hinweg, liegen zur ebenen Erde noch zwei Stuben, welche die beiden alten Haus-eigentümersteute bewohnen. Eine schmale, steile Stiege führt zur einzigen Bodenlammer, die das einstöckige Häuschen befißt. Der andbrechende Tag fällt durch ein paar blaue Scheiben im Oberlicht der Haustür geipenlig bis in den schmutzigen Treppenwinkel. Es hat unter der Tür durchgeregnet und breite Wasserlachen haben sich in den ausgelassenen Stellen des roten Wadsteinbodens gebildet.

Auch die alten Leute schlafen noch. Nur oberhalb, aus der Dachstube heraus hört man hart und unterbrochen ein Röcheln, stoß-

Weise wie das Stöhnen eines undichten Ventiles. Ein Weikhen Stille — Totenstille.

Auch draußen.

Plötzlich ein markdurbdringender, weiblicher Schrei; ein Männernamen wird mehrere Male beschwörend, weinend gerufen. Niemand antwortet.

Ein neuer Windstoß braust. . . .

Die Kinder sind jäh in die Höhe gefahren, mit angehaltenem Atem lauschen sie. Unter einem schleppenden, langsamem Schritte, der wie tastend seinen Halt sucht, knarrt die Stiege im Haus; der alte Mann öffnet seine Stubentür; man hört, wie er die herabkommende Frau zu trösten versucht.

„Am besten war es so . . . drei Jahre schon diese Not . . . Schwindhucht . . . erlöst . . .“ und dazwischen die leise, vom Weinen erstickte Frauenstimme.

Die Stuben haben sich am Bettgiebel aufgerichtet, ängstlich, mit offenen Mäulern starren sie zur Tür.

Da tritt die Mutter herein.

Sie hat einen Zipfel des schwarzbraunen Brusttuches über die Augen geschlagen und mit einer müden Handbewegung gibt sie den fragenden, sich mit Tränen füllenden Kinderaugen Antwort:

„Euer Vater ist — tot . . .“

Dann birgt sie schuchzend ihr Gesicht in das Weik ihrer verwaisten Kinder.

Friedrich Ratteroth.

Die Ginsengwurzel. Im Arzneibuche der Chinesen nimmt die Ginsengwurzel einen hervorragenden Platz ein. Obwohl es bisher, wie „Prometheus“ nach dem „Ostasiatischen Lloyd“ berichtet, nicht gelungen ist, irgendwelche heilkräftigen Stoffe in der Wurzel nachzuweisen, erfreut sie sich im Reiche der Mitte des höchsten Ansehens. Wunderbare Kräfte sollen von ihr ausgehen: den Schwachen soll sie kräftigen, den Alten verjüngen, den Sterbenden vom Tode erretten. Daher werden für tadellose Stücke der echten Wurzel sabelhafte Preise gezahlt, nicht selten 6 bis 7 M. für das Gramm!

Die Ginsengpflanze (Panax ginseng oder Aralia ginseng), von der die Wurzel stammt, eine kleine Pflanze mit etwas kriechendem Wurzelstock, ist eine Verwandte unseres Güns; sie ist in China und Korea heimisch, eine Abart ist in Nordamerika weit verbreitet. Aus der Mandchurie, aus dem schwer zugänglichen, von Raubtieren heimgesuchten Bergen in der Umgebung der Stadt Kirin kommt die beste Qualität, der sich nach chinesischer Ansicht keine andere an die Seite stellen läßt. Die von dort stammende Wurzel ist trocken, durchsichtig und hart wie Kieselstein; sie ist ferner meist gegabelt und soll Ähnlichkeit mit der menschlichen Figur haben. Von dieser Gestalt rührt angeblich auch der chinesische Name der Pflanze her, Ginseng soll so viel wie „Mann-Figur“ bedeuten; nach einer anderen Lesart wäre das Wort dagegen mit „Weltwunder“ oder „Allheilmittel, Panacee“ zu übersetzen, und hiernach hat man die botanische Benennung Panax gewählt. Weniger geschätzt als die wildwachsende mandchurische Sorte sind die kultivierten chinesischen Sorten und diejenigen Wurzeln, welche aus Korea eingeführt werden. Noch niedriger im Preise steht die amerikanische Abart, von der in Shanghai ein ganzes Pfund gewöhnlich nicht mehr als 8 bis 10 Mark kostet. Fast der ganze Handel mit dem amerikanischen Produkt liegt in den Händen einiger chinesischer Kaufleute in Hongkong, welche nicht nur die Preise bestimmen, sondern auch die in jedem Jahr einzuführende Menge bestimmen. Die Versuche der amerikanischen Ginsengbauern, das Monopol der Kaufleute von Hongkong zu beseitigen und direkt mit den chinesischen Abnehmern in Verbindung zu treten, sind bisher immer gescheitert.

Archäologisches.

Französische Ausgrabungen auf Delos. Aus Ätzen wird uns geschrieben: Ueber die auf der Insel Delos auf Kosten des Herzogs von Leubau ausgeführten französischen Grabungen liegt endlich ein ausführlicher, die Jahre 1904 bis 1907 umfassender Bericht vor, der sich mit den Untersuchungen S. Bizards über den östlichen Abschluß des Heiligen Bezirkes und seinen unmittelbaren Anschluß an das Stadtgebiet befaßt. Die östliche Umfassungsmauer ist 122,5 Meter lang; sie besteht aus abwechselnden Lagen von Gneis und Granitquadern mit sauberer Fugung, die jetzt nur sechs Schichten hoch erhalten sind, ursprünglich aber von sattelartigen Abbedquadern gekrönt waren. Ihr folgt eine Hauptstraße, die zu Anfang etwas mehr als 4 Meter breit ist und sich auf 11 Meter erweitert. Sie weist eine dreimalige Erhöhung ihres Niveaus auf, entsprechend den drei wichtigsten Bauperioden dieses Gebietes; in der Mitte wird sie von einem oder mehreren Kanälen durchzogen, die zur Entwässerung des Stadtviertels dienen. Nach Osten gehen von hier fünf Seitengassen ab, die auffallend schmal sind, 1,11—1,65 Meter. In gerader Linie folgen nun sechs Privathäuser, die derart angeordnet sind, daß sich an der Straßenseite fast durchgehends von den übrigen Gebäudeteilen gänzlich abgeschlossene Kaufläden befinden, denen häufig offene Säulenhallen vorgebaut sind. Zu den eigentlichen Wohnräumen aber gelangt man durch einen schmalen Gang, der zunächst in einen kleinen Hof führt. Vermutlich waren die Häuser mit einem zweiten Stockwerk überbaut. Eine genaue Analyse aller Hausräume war natürlich nicht möglich. Von Interesse sind die

Abortanlagen. Sie bestehen aus einem Gemach, dessen Fußboden mit Beton und Estrich belegt ist. In einem Hause war er in mosaikartiger Pflasterung, weiß mit rotem Mittelfelde, ausgeführt. Die Fäkalien wurden von einem offenen Kanal aufgenommen, der den Wänden folgte, und der durch Wasserspülung gereinigt wurde. Die aus einer nur beschränkten Anzahl Räume bestehenden Wohnungen machen einen bescheidenen Eindruck; dem dekorativen Schmuck scheint nur geringe Sorgfalt gewidmet worden zu sein. Die mit Stuck verkleideten Wände waren bemalt, vorwiegend im Inkrustationsstil. In den Häusern waren die Funde nur spärlich: zwei Hausaltäre mit Weihungen an Artemis, einige Marmorstatuetten der Aphrodite und des Asklepios, Terrakottalampen, Kohlenbeckenfragmente und dergleichen. Nach Bauart und Befund der Stätte muß man diese Gebäude teils der Mitte des zweiten, teils dem ersten Jahrhundert zuschreiben. Die nächsten drei Häuser treten etwas aus der Straßenseite heraus; sie sind noch jüngeren Ursprungs und durch spätere Umbauten fast gänzlich entstellt. Das erste dieser Häuser zeichnet sich durch eine schöne, von blauen Monolithsäulen erbaute Vorhalle aus. Auch hier waren vorn Kaufläden errichtet. In einer Nische fand sich die Basis einer Weihgabe, die Sporios Sterlenios der Artemis otteria gespendet hatte. In dem anderen Hause fand sich unter dem Plattenbelag des Hofraumes ein Mosaikfußboden der älteren Bauperiode. Fast gegenüber diesem Gebäudekomplex liegt an dem Ende der langen Peribolosmauer das östliche Tor zum heiligen Bezirk: ein Tor zwischen Wängemauern, in einem Erhaltungszustand, der zu dem Schluß berechtigt, daß die Anlage mit einem Siebelbache überdeckt war. Einige Stufen, die erst später, zur Zeit des erhöhten Straßenniveaus, entstanden waren, führten hinab in den niedriger gelegenen Bezirk. Anschließend an dieses große Tor folgen sich, in stumpfem Winkel nach innen geneigt, die drei großen Egebren, die schon 1886 von Fougeres entdeckt worden waren, und die nicht weiter als bis zum Beginn des ersten Jahrhunderts zurückgehen. Hinter ihnen erhebt sich die eigentliche Abschlußmauer, die bis zur sogenannten Hörnerhalle reicht. Diese letztere bildet den nördlichen Abschluß des Bezirkes; sie ist um 250 bis 221 v. Chr. errichtet worden, entweder von Antigonos Gonatas oder von Antigonos Dosis, und jener Abschnitt der Peribolosmauer gehört eben dieser Bauzeit an.

Die bei weitem interessanteste Anlage mit zum Teil wichtigen Aufschlüssen über den delischen Kult lieferte eine Baulichkeit, die sich vor diesen Anlagen auf dem zu einem Plage unregelmäßigen Grundrisses erweiterten Straßenzuge erhebt und die größte Aufmerksamkeit erregt hat. Sie besteht aus einem mächtigen Mischenbau, der leider in einem Zustande arger Zerstörung auf uns gekommen ist. Weiderseits erhoben sich Einzelmonumente, von denen sich nur das rechte erhalten hat. Es stellt auf einem hohen Postament ein kolossales Symbol des dionysischen Kultes dar. Drei Seiten des Postaments tragen interessante Reliefs, von denen zwei Darstellungen aus dem dionysischen Sagenreize zeigen. Ein Epigramm lehrt uns, daß wir ein choregisches Denkmal vor uns haben, das Karystios, Sohn des Asbelos, dem Dionysos gestiftet hatte. Wertwürdigerweise stehen auch die übrigen ziemlich reichen Funde, die hier oder doch nahe dabei gemacht wurden, in enger Beziehung zu diesem eigenartigen Denkmal. Man hätte nämlich hier das Bildwerk eines auf schönem Throne sitzenden Dionysos gefunden, zwei prächtige Exemplare von bärtigen Silenen, eine Darstellung des vom Panther begleiteten Dionysos und auf den Kult begügliche Fragmente aus weißem Marmor. Die Anlage als solche verdankt ihre Entstehung wohl dem zweiten Jahrhundert, doch scheint sie auf einer viel älteren Kultstätte erwachsen zu sein. Das Weihgeschenk des Karystios, das der Wende des 4. zum 3. Jahrhundert zugeschrieben werden muß, ist erst später an diesem Orte aufgestellt worden.

Technisches.

Neuerungen in der Beleuchtungstechnik. Für Amerika ist die Ausgestaltung technischer Einrichtungen insolge besonderer lokaler Verhältnisse von der europäischen sehr verschieden. So findet man, wie der „Elektrotechnische Anzeiger“ feststellt, in den Vereinigten Staaten vorwiegend Dauerbrandbogenlampen mit eingeschlossenem Lichtbogen, die zu 4,4 und 6,6 Ampères verbrauchen. Sowohl auf der Straße wie im Innern der Gebäude werden dort solche Lampen verwendet, und erst in den letzten zwei Jahren haben sich für gewisse engere Gebiete, wie Schaufensterausbeleuchtung und Fassadenbeleuchtung von Theatern, Flammenbogenlampen durchgesetzt. Im Gegensatz zu deren stark gefärbtem Licht geben die neuerdings verwandten Magnetit-Elektroden blendendweiße Färbung, wobei sie bis zu 150 Brennstunden ohne Auswechslung verwendet werden können. Die Konstruktion der Lampen selbst ist eine sehr einfache. Der Magnetitlichtbogen ist etwa 15 Millimeter lang und gibt infolge seiner flammenartigen Gestalt eine sehr gute Lichtverteilung in horizontaler Richtung. Es ist gelungen, diese Lampe soweit zu verbessern, daß die obere oder positive Elektrode ungefähr eine Lebensdauer von 4 Brennstunden besitzt. Sie besteht aus einem Zylinderkupferstab, der zum Schutz gegen Oxydierung mit einem dünnen Eisenblechmantel versehen ist. Die untere Elektrode besteht aus einem dünnen Eisenblechrohr, das mit Magnetitpulver mit geringer Beimischung anderer Metallsalze gefüllt ist.